

**rowohlt**  
e-BOOK

Jonathan  
Franzen

Anleitung zum  
Alleinsein

Essays



**TIMES  
SQ**



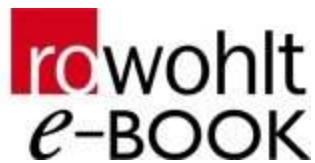
Jonathan  
Franzen

Anleitung zum  
Alleinsein

Essays

Jonathan Franzen  
**Anleitung zum Alleinsein**

*Essays*  
Deutsch von Eike Schönenfeld



Für Kathy Chetkovich

# Ein Wort zu diesem Buch

**M**ein dritter Roman, *Die Korrekturen*, an dem ich viele Jahre gearbeitet hatte, erschien eine Woche vor dem Einsturz des World Trade Center. Es war eine Zeit, in der es so aussah, als müssten die Stimmen von Ego und Handel verstummen – eine Zeit, in der man sich, um mit Nick Carraway im *Großen Gatsby* zu sprechen, «die Welt auf immer uniformiert und in einer Art moralischer Habtachtstellung» wünschte. Doch Geschäft ist Geschäft. Binnen achtundvierzig Stunden nach der Katastrophe gab ich schon wieder Interviews.

Meine Befrager interessierten sich besonders für das, was sie den «*Harper's-Essay*» nannten. (Niemand benutzte den eigentlichen Titel *Perchance to Dream*, «Vielleicht ein Traum», den man ihm bei der Zeitschrift gegeben hatte.) Ein typisches Interview begann mit der Frage: «1996 kündigten Sie in Ihrem *Harper's-Essay* an, Ihr drittes Buch werde ein großer Gesellschaftsroman sein, der den kulturellen Mainstream aufs Korn nimmt und der amerikanischen Literatur neue Impulse gibt; glauben Sie, mit den *Korrekturen* haben Sie das eingelöst?» Einem Befrager nach dem anderen erklärte ich, nein, ganz im Gegenteil, meinen dritten Roman hätte ich in dem Essay

kaum erwähnt, die «Ankündigung» sei von einem Redakteur oder Überschriftenmacher der Sonntagsbeilage der *Times* frei erfunden worden, und weit davon entfernt, das Entstehen eines großen Gesellschaftsromans anzukündigen, der zum Mainstream Neues beizutragen habe, hätte ich den Essay vielmehr als eine Gelegenheit begriffen, ebenjener Art von Ehrgeiz abzuschwören. Da die meisten Interviewer den Essay gar nicht gelesen hatten und die wenigen, die ihn doch gelesen hatten, ihn missverstanden zu haben schienen, bekam ich einige Übung darin, seinen Inhalt klar und knapp zu formulieren; im November, nach meinem hundertsten oder hundertzehnten Interview, hatte ich mir eine hübsche kleine Korrekturformel zurechtgelegt, die folgendermaßen anfing: «Nein, eigentlich drehte sich der *Harper's*-Essay darum, dass ich mein Selbstverständnis als Schriftsteller, der gesellschaftliche Verantwortung trägt, *aufgabe* und lerne, aus Spaß und zur Unterhaltung zu schreiben ...» Ich war irritiert und mehr als nur ein wenig gekränkt, dass anscheinend niemand in der Lage war, diesen schlichten, klaren Gedanken aus dem Text herauszulesen. Wie vorsätzlich dumm, so dachte ich, doch diese Medienleute waren!

Im Dezember beschloss ich dann, eine Sammlung Essays zusammenzustellen, die den vollständigen Text von *Perchance to Dream* enthalten und deutlich machen sollte,

was ich darin gesagt hatte und was nicht. Doch als ich das *Harper's*-Heft vom April 1996 aufschlug, stieß ich auf einen offensichtlich von mir verfassten Essay, der mit einer achthundert Zeilen langen Klage von solch quälender Schärfe unddürftiger Logik begann, dass nicht einmal *ich* ganz mitkam. In den fünf Jahren, seit ich den Essay geschrieben hatte, hatte ich doch tatsächlich vergessen, dass ich ein sehr zorniger und theorielastiger Mensch gewesen war. Ich war von apokalyptischer Sorge darüber erfüllt, dass die Amerikaner viel fernsehen und wenig Henry James lesen. Ich war wie ein religiöser Fundamentalist, der sich einredet, dass der Welt, weil sie nicht seinen Glauben teilt (in meinem Fall den Glauben an die Literatur), zwangsläufig das Ende bevorsteht. Ich hielt unsere amerikanische Volkswirtschaft für ein einziges Komplott mit dem besonderen Ziel, meine künstlerischen Ambitionen zu hintertreiben, alles, was ich an der Zivilisation schön fand, auszumerzen und dabei auch den Planeten zu drangsalieren und zu zerstören. Von dieser zornigen und verzweifelten Warte aus war das erste Drittel meines Essays geschrieben, und zwar in einem Ton hochtheoretischen Grolls, der mich jetzt ein wenig schaudern ließ.

Keine Frage, schon 1996 wollte ich mit dem Essay den Ausbruch eines feststeckenden Schriftstellers aus dem Gefängnis seiner zornigen Gedanken dokumentieren.

Weswegen ein Teil von mir auch dazu neigt, das Stück genau so wieder abzudrucken, wie es damals erschienen war, als Beleg meines früheren Fanatismus. Allerdings nehme ich an, dass die meisten Leser ein begrenztes Verlangen nach Verkündigungen haben wie:

Wenn ich den tonangebenden Kreisen von Wirtschaft und Regierung glaubte, so schien es mir, dass kein einziger der Ansicht wäre, dass Bücher eine Zukunft haben, hätten wir Washington und die Wall Street nicht in der Raserei erlebt, eine halbe Billion Dollar für eine Datenautobahn bereitzustellen, deren Befürworter im Hinblick auf die Verheerungen, die das beim Lesen anrichten würde («Sie müssen sich eben daran gewöhnen, am Bildschirm zu lesen»), Lippenbekennnisse ablegten, ihre Gleichgültigkeit dem gegenüber aber nicht verbergen konnten.

Da schon ein bisschen davon tief blicken lässt, habe ich meine schriftstellerische Freiheit genutzt, den Essay um ein Viertel zu kürzen und ihn gründlich zu überarbeiten. (Auch habe ich ihn in «Wozu der Aufwand?» umbenannt.) Obwohl er noch immer sehr lang ist, hoffe ich, dass die Lektüre jetzt weniger strapaziös und die Argumentation schlüssiger ist. Zumindest möchte ich darauf zeigen und

sagen können: «Sehen Sie, die These ist doch wirklich ganz klar und einfach, genau wie ich es gesagt habe!»

Was für den *Harper's*-Essay gilt, gilt für die vorliegende Sammlung als Ganzes. Ich möchte, dass dieses Buch in Teilen das Dokument einer Entwicklung ist: von einer zornigen und angstbestimmten Isolation hin zur Akzeptanz – gar dem Lobpreis – dessen, sowohl ein Lesender als auch ein Schreibender zu sein. Nicht dass es nicht noch vieles gäbe, das einen wütend und ängstlich machen könnte. Der Durst unserer Nation nach Öl, der uns schon zwei Präsidenten namens Bush und einen hässlichen Golfkrieg beschert hat, droht, uns in einen Langzeitkonflikt im Mittleren Osten zu verwickeln, dessen Ausgang ungewiss ist. Obwohl man es nicht für möglich gehalten hätte, scheinen die Amerikaner ihrer Regierung noch unkritischer gegenüberzustehen als 1991, und die Verlautbarungen der führenden Medien sind in ihrem Chauvinismus sogar noch monolithischer geworden. Während der Kongress erneut gegen die Einführung leicht umzusetzender Normen zur Senkung des Kraftstoffverbrauchs von Geländewagen plädiert, kann man den Vorstandsvorsitzenden der Firma Ford in Fernsehspots ebendiese Fahrzeuge patriotisch verteidigen sehen, wobei er erklärt, die Amerikaner *dürften niemals* «irgendwelche Grenzen» akzeptieren.

Angesichts so vieler Ungeheuerlichkeiten Tag für Tag habe ich mich bei den anderen Essays in dem Buch auf

minimales Feilen beschränkt. «Die erste Stadt» liest sich ohne das World Trade Center ein wenig anders, «Riesenschlafzimmer» entstand, bevor John Ashcroft mit seiner offenkundigen Gleichgültigkeit gegenüber Persönlichkeitsrechten Justizminister wurde, die Aufregung um Milzbranderreger hat die Nöte mit der amerikanischen Post, beschrieben in «Auf dem Postweg verloren», weiter verschärft, und dass Oprah Winfrey mich aus ihrer Büchersendung ausgeladen hat, verleiht dem anschaulichen Wort «elitär» überall dort, wo es auftaucht, neuen Glanz. Die diversen Einzelaspekte sind für mich jedoch von geringerer Bedeutung als das all diesen Essays zugrunde liegende Thema: die Schwierigkeit, in einer lärmenden und zerstreuenden Massenkultur Individualität und Vielschichtigkeit zu bewahren: die Frage, wie Alleinsein geht.

(2002)

# Das Gehirn meines Vaters

Eine Erinnerung. An einem trüben Vormittag im Februar 1996 bekam ich von meiner in St. Louis lebenden Mutter mit der Post ein Valentinspäckchen, das eine kitschig pinkfarbene Grußkarte, zwei 100-Gramm-Schokoladenriegel Mr. Goodbars, ein hohles rotes Filigranherz an einer Fadenschlinge und eine Kopie des neuropathologischen Berichts der Gehirnautopsie meines Vaters enthielt.

Ich erinnere mich noch an das hellgraue Winterlicht jenes Vormittags. Ich erinnere mich, wie ich die Süßigkeiten, die Karte und das Zierherz im Wohnzimmer liegenließ und mit dem Autopsiebericht ins Schlafzimmer ging, mich dort hinsetzte und ihn las. *Das Gehirn* (so begann er) *wog 1255g und wies eine parasagittale Atrophie mit Erweiterung der Sulci auf*. Ich erinnere mich, wie ich Gramm in Pfunde und Pfunde in die vertrauten vakuumverpackten Äquivalente in einer Supermarktfleischtruhe umrechnete. Ich erinnere mich, dass ich, statt weiterzulesen, den Bericht zurück in den Umschlag schob.

Einige Jahre vor seinem Tod hatte mein Vater an einer von der Washington University gesponserten Studie über

Gedächtnis und Altern teilgenommen, und eine der Vergütungen für die Teilnehmer bestand in einer kostenlosen Gehirnautopsie nach dem Tod. Vermutlich wurden weitere Vergütungen in Form von Gesundheitschecks und Behandlungen gewährt, die meine Mutter, die Gratisgaben aller Art liebte, veranlasst hatten, meinen Vater zu drängen, sich dafür zur Verfügung zu stellen. Wahrscheinlich war Sparsamkeit auch ihr einziger bewusster Beweggrund, den Autopsiebericht meinem Valentinspäckchen beizufügen. So sparte sie zweiunddreißig Cent Porto.

Meine klarsten Erinnerungen an jenen Vormittag im Februar sind visuell und räumlich: die gelben Mr. Goodbars, mein Gang vom Wohn- ins Schlafzimmer, das Spätvormittagslicht einer Jahreszeit, die von der Wintersonnenwende ebenso weit entfernt war wie vom Frühling. Ich weiß allerdings, dass man selbst solchen Erinnerungen nicht trauen darf. Den neuesten Theorien zufolge, die auf einer Unmenge neurologischer und psychologischer Forschungen der vergangenen Jahrzehnte basieren, ist das Gehirn kein Album, in dem Erinnerungen jede für sich wie unveränderliche Fotos aufbewahrt werden. Eine Erinnerung ist vielmehr, mit den Worten des Psychologen Daniel L. Schacter, eine «temporäre Konstellation» von Aktivität - eine zwangsläufig ungefähre Erregung neuraler Kreisläufe, die eine Reihe sensorischer

Bilder und semantischer Daten in die flüchtige Empfindung eines erinnerten Ganzen einbinden. Diese Bilder und Daten sind nur selten das ausschließliche Merkmal einer bestimmten Erinnerung. Ja noch während jenes Valentinsvormittags griff mein Gehirn auf schon vorhandene Kategorien von «rot» und «Herz» und «Mr. Goodbar» zurück; der graue Himmel in meinen Fenstern war mir von tausend anderen Wintervormittagen vertraut, und Millionen meiner Neuronen widmeten sich schon einem Bild meiner Mutter – ihrer Knickerigkeit beim Frankieren, ihrer romantischen Zuneigung zu ihren Kindern, ihres schwelenden Zorns auf meinen Vater, ihres eigenartigen Mangels an Takt und so weiter. Meine Erinnerung an jenen Vormittag besteht daher, entsprechend den jüngsten Modellen, aus einer Reihe fest installierter Nervenverbindungen zwischen den maßgeblichen Bereichen des Gehirns sowie einer Prädisposition der gesamten Konstellation, sofort – chemisch, elektrisch – aufzuleuchten, wenn ein Teil des Kreislaufs stimuliert wird. Man sage «Mr. Goodbar» und bitte mich, frei zu assoziieren, und mir wird, wenn nicht «Diane Keaton», so doch bestimmt «Gehirnautopsie» einfallen.

Derart würde meine Valentinerinnerung funktionieren, selbst wenn ich sie jetzt zum allerersten Mal hervorkramte. Tatsache ist aber, dass ich mich an jenen Vormittag im

Februar seither unzählige Male erinnert habe. Ich habe die Geschichte meinen Brüdern erzählt. Ich habe sie als «unerhörten Muttervorfall» Freunden vorgetragen, die derlei Dinge immer gerne hören. Ich habe sie, zu meiner Schande muss ich das gestehen, sogar Leuten erzählt, die ich kaum kenne. Jedes neuerliche Erinnern und Wiedererzählen festigt die Konstellation von Bildern und Wissen, aus denen die Erinnerung besteht, ein Stückchen mehr. Auf der Zellebene brenne ich, Neurowissenschaftlern zufolge, die Erinnerung jedes Mal ein wenig tiefer ein, verstärke die dendritischen Verbindungen zwischen ihren Bestandteilen, fördere das Aufflammen jener spezifischen Synapsengruppen. Eine der großen Anpassungsleistungen unseres Gehirns, die Eigenschaft, die unsere graue Masse so viel schlauer als jede bislang entwickelte Maschine macht (die vollgestopfte Festplatte meines Laptops oder ein World Wide Web, das sich beharrlich und ausgesprochen detailliert an eine «Beverly Hills 90210»-Fanseite erinnert, die zuletzt am 20.11.98 aktualisiert wurde), ist unsere Fähigkeit, nahezu alles zu vergessen, was uns je widerfahren ist. Ich speichere allgemeine, weitgehend kategoriale Erinnerungen an die Vergangenheit (ein Jahr in Spanien, diverse Besuche indischer Restaurants in der East Sixth Street), aber relativ wenige konkrete Episoden. Jene Erinnerungen aber, die ich speichere, rufe ich immer wieder ab und festige sie dadurch. Sie werden buchstäblich

- morphologisch, elektrochemisch - Teil der Architektur meines Gehirns.

Das Erinnerungsmodell, das ich hier in einer recht freien und laienhaften Zusammenfassung dargestellt habe, reizt den Hobbywissenschaftler in mir. Es scheint gut zu der verwandten Verschwommenheit und Fülle meiner eigenen Erinnerungen zu passen, und das Bild neuraler Netzwerke, die sich in ungeheurer Parallelität mühelos selbst koordinieren, um mein gespenstisches Bewusstsein und mein erstaunlich robustes Ichgefühl zu schaffen, flößt mir Respekt ein. Ich finde es schön und postmodern. Das menschliche Gehirn ist ein Netz aus hundert Milliarden Neuronen, vielleicht sogar zweihundert, mit Billionen Axonen und Dendriten, die vermöge wenigstens fünfzig verschiedener chemischer Transmitter Quadrillionen von Botschaften austauschen. Das Organ, mit dem wir das Universum sehen und ihm einen Sinn geben, ist mit komfortablem Vorsprung der komplexeste Gegenstand, den wir in diesem Universum kennen.

Und dennoch ist es auch ein Klumpen Fleisch. Irgendwann, vielleicht noch an jenem Valentinstag, zwang ich mich dazu, den gesamten pathologischen Bericht zu lesen. Er beinhaltete auch eine «Mikroskopische Beschreibung» des Gehirns meines Vaters:

Teile der frontalen, parietalen, okzipitalen und temporalen Großhirnrinde wiesen vielerorts senile Plaques von vorherrschend diffusem Typus auf, dazu eine minimale Anzahl neurofibrillärer Knäuel. Im HE-gefärbten Gewebe fanden sich zahlreiche Lewy-Bodys. Die Amygdala wies Plaques, vereinzelte Fibrillen und eine leichte Minderung der Neuronendichte auf.

In der Todesanzeige, die wir neun Monate zuvor in den Lokalzeitungen aufgegeben hatten, schrieben wir auf Drängen meiner Mutter, mein Vater sei «nach langer Krankheit» gestorben. An der Wendung mochte sie das Förmliche und Verhaltene, doch es fiel schwer, nicht auch ihren Groll herauszuhören, die Betonung auf *lang*. Dass der Pathologe im Gehirn meines Vaters senile Plaques entdeckt hatte, bestätigte, wie es nur eine Autopsie vermochte, einen Umstand, mit dem sie sich viele Jahre lang tagtäglich gequält hatte: Wie Millionen anderer Amerikaner hatte mein Vater Alzheimer.

Das war seine Krankheit. Es war, könnte man sagen, auch seine Geschichte. Aber Sie müssen sie mich schon erzählen lassen.

**Alzheimer** ist eine Krankheit mit einem klassischen «heimtückischen Ausbruch». Da auch Gesunde mit zunehmendem Alter vergesslicher werden, ist es

unmöglich, die erste Erinnerung zu bestimmen, die ihr zum Opfer fällt. Im Falle meines Vaters war das Problem besonders leidig, da er nicht nur depressiv und reserviert und ein wenig taub war, sondern auch starke Medikamente gegen andere Beschwerden nahm. Lange Zeit konnte man seine unlogischen Antworten seiner Hörschwäche, seine Vergesslichkeit seinen Depressionen, seine Halluzinationen seinen Medikamenten ankreiden; und das taten wir ja auch.

Meine Erinnerungen an die Jahre des beginnenden Niedergangs meines Vaters kreisen lebhaft um alles Mögliche, nur nicht um ihn. Ich bin sogar einigermaßen entsetzt darüber, wie viel ich selbst darin vorkomme und wie wenig meine Eltern. Doch in jenen Jahren lebte ich weit weg von zu Hause. Meine Informationen stammten im Wesentlichen aus den Klagen meiner Mutter über meinen Vater, und diese Klagen hörte ich mir mit einem gewissen Vorbehalt an; praktisch mein ganzes Leben lang hatte sie sich bei mir beklagt.

Die Ehe meiner Eltern war, so viel kann ich wohl sagen, alles andere als glücklich. Sie blieben wegen ihrer Kinder zusammen und mangels Hoffnung, dass eine Scheidung sie glücklicher werden ließe. Solange mein Vater arbeitete, regierten sie in ihren jeweiligen Reichen Haushalt und Beruf weitgehend autonom, doch nachdem er 1981, mit sechsundsechzig Jahren, pensioniert wurde, inszenierten sie in ihrem behaglich eingerichteten Vorstadtheim eine

Endlosaufführung von *Geschlossene Gesellschaft*. Meine Kurzbesuche glichen Einsätzen einer Friedenstruppe der UN, der sie beide leidenschaftlich ihre Argumente gegeneinander vortrugen.

Anders als meine Mutter, die in ihrem Leben nahezu dreißigmal im Krankenhaus gewesen war, erfreute sich mein Vater bis zu seiner Pensionierung bester Gesundheit. Seine Eltern und Onkel waren achtzig, neunzig Jahre alt geworden, und er, Earl Franzen, hatte die Erwartung, mit neunzig auf jeden Fall noch da zu sein, «um mitzukriegen», wie er gern sagte, «was noch alles wird». (Sein anagrammatischer Namensvetter Lear stellte sich seine letzten Jahre ganz ähnlich vor: mit Cordelia «vom Hofe plaudern», um mitzukriegen, «wer da gewinnt, verliert, wer in, wer aus der Gunst» ist.) Mein Vater hatte keine Hobbys und abgesehen vom Essen, den Besuchen seiner Kinder und Bridgepartien wenig, was ihm Freude bereitete; allerdings hatte er am Leben ein *episches* Interesse. Er sah eine gewaltige Menge Nachrichten im Fernsehen. Es war sein Bestreben, im Alter die sich entwickelnden Geschicke der Nation wie auch seiner Kinder zu verfolgen, solange er nur konnte.

Das Passive dieses Bestrebens und die Gleichheit seiner Tage trugen dazu bei, ihn für mich unsichtbar zu machen. Von den ersten Jahren seines geistigen Verfalls kann ich nur eine einzige Erinnerung abrufen: wie er sich einmal,

am Ende der Achtziger, daran abmühte und letztlich scheiterte, bei einer Restaurantrechnung die Höhe des Trinkgeldes zu berechnen.

Zum Glück war meine Mutter eine eifrige Briefeschreiberin. Die Passivität meines Vaters, die ich bedauerlich fand, mich aber nicht weiter kümmerte, war für sie eine Quelle bitterer Enttäuschung. Bis zum Herbst 1989 – einer Zeit, in der mein Vater ihren Briefen zufolge noch Golf spielte und größere Reparaturen am Haus erledigte – waren ihre Klagen rein persönlicher Natur:

Es ist äußerst schwierig, mit einem sehr unglücklichen Menschen zusammenzuleben, wenn man weiß, dass man die Hauptursache dieses Unglücks ist. Schon vor *Jahrzehnten*, als Dad zu mir sagte, er glaubt nicht an so etwas wie Liebe (dass Sex eine «Falle» ist) und dass er nicht dazu taugt, ein «glücklicher» Mensch zu sein, hätte ich so klug sein müssen zu erkennen, dass keine Hoffnung auf eine Beziehung bestand, die *mich* erfüllen würde. Aber ich war sehr beschäftigt & mit meinen Kindern und Freundinnen zugange, die ich ja liebte, und vermutlich habe ich mir wie Scarlett O’Hara gesagt, das soll «morgen meine Sorge sein».

Dieser Brief stammt aus einer Periode, in der sich der Schauplatz der elterlichen Kampfhandlungen auf das

Thema seiner Hörschwäche verlagert hatte. Meine Mutter behauptete, es sei rücksichtslos, kein Hörgerät zu tragen; mein Vater beschwerte sich darüber, dass es anderen Leuten an der Rücksicht mangele, «lauter» zu sprechen. Die Schlacht endete mit einem Pyrrhussieg, da er sich ein Hörgerät kaufte, das er dann aber nicht tragen wollte. Auch diesmal baute meine Mutter daraus eine moraltriefende Geschichte über seine «Sturheit» und «Eitelkeit» und seinen «Defätismus», doch rückblickend fällt es schwer, nicht zu argwöhnen, dass er sein schlechtes Gehör schon damals benutzte, um ernstere Schwierigkeiten zu kaschieren.

In einem Brief vom Januar 1990 nimmt meine Mutter erstmals auf diese Schwierigkeiten Bezug:

Letzte Woche konnte er einmal seine Morgenmedikamente nicht nehmen, weil er ein paar Verkehrstauglichkeitsprüfungen an der Wash. U. machen sollte, wo er an der Gedächtnis-&-Altern-Studie teilnimmt. In der folgenden Nacht wachte ich vom Geräusch seines Elektrorasierers auf, sah auf den Wecker & da stand er morgens um halb drei im Bad und rasierte sich.

Binnen weniger Monate unterliefen meinem Vater dann schon so viele Fehler, dass meine Mutter gezwungen war,

andere Erklärungen zu bemühen:

Entweder ist er überanstrengt oder unkonzentriert, oder es sind irgendwelche geistigen Aussetzer, aber in letzter Zeit hat es immer wieder Vorfälle gegeben, die mir richtig Sorgen machen. Ständig lässt er die Autotür offen oder die Scheinwerfer an & zweimal in einer Woche mussten wir den Autoclub rufen & die Batterie aufladen lassen (ich habe in der Garage jetzt Zettel angebracht & das scheint geholfen zu haben) ... Ich würde ihn nicht gern länger als eine kleine Weile allein im Haus lassen.

Die Angst meiner Mutter, ihn allein zu lassen, nahm im Lauf des Jahres an Heftigkeit zu. Ihr rechtes Knie war kaputt, und weil sie von einem früheren Bruch schon eine Stahlplatte im Bein hatte, stand ihr eine komplizierte Operation mit anschließender längerer Genesungsphase und Reha bevor. Ihre Briefe von Ende 1990 bis Anfang 1991 sind voller Passagen, in denen sie sich verzweifelt den Kopf zermartert, ob sie sich nun operieren lassen solle und, wenn ja, was sie dann mit meinem Vater machen werde.

Wäre er länger als eine Nacht allein zu Hause und ich in der Klinik, ich wäre ein einziges Nervenbündel, weil er das Wasser laufen lässt, manchmal den Herd nicht

ausstellt, überall brennt Licht usw. ... In letzter Zeit kontrolliere ich alles, so gut ich eben kann, aber auch so herrscht bei uns ein einziges Durcheinander & wirklich am schwersten ist sein Ärger darüber, dass ich dazwischenfunke - «halt dich aus meinen Sachen raus!!!». Er akzeptiert oder erkennt nicht, dass ich ihm doch *helfen will* & das ist für mich das Allerschwerste.

Zu der Zeit hatte ich gerade meinen zweiten Roman beendet, also bot ich meiner Mutter an, bei meinem Vater zu bleiben, solange sie ihrer Operation wegen nicht zu Hause war. Um seinen Stolz nicht zu verletzen, vereinbarten sie und ich, so zu tun, als würde ich nicht seinetwegen, sondern ihretwegen kommen. Seltsam war allerdings, dass ich nur halbherzig so tun konnte. Meine Mutter hatte mir die Behinderungen meines Vaters so geschildert, dass es absolut glaubhaft klang, aber dasselbe galt für das Porträt meiner Mutter als nörglerische Unke, wie es mein Vater entwarf. Ich reiste nach St. Louis, weil seine Behinderungen für sie absolut real waren; als ich dann dort war, benahm ich mich, als wären sie das für mich überhaupt nicht.

Ganz wie sie es befürchtet hatte, lag meine Mutter beinahe fünf Wochen im Krankenhaus. Merkwürdigerweise kann ich mich jetzt an kaum eine Besonderheit meines Aufenthalts bei ihm erinnern, obwohl ich mit meinem Vater

nie so lange allein gewesen war und es auch nie mehr sein sollte; heute ist mein Eindruck der, dass er vielleicht etwas still war, aber ansonsten ganz normal. Sie mögen nun denken, dass das in direktem Widerspruch zu den früheren Berichten meiner Mutter stand. Und dennoch habe ich keine Erinnerung daran, dass mich dieser Widerspruch gestört hätte. Was ich hingegen habe, ist die Kopie eines Briefs, den ich aus St. Louis an einen Freund schrieb. In dem Brief erwähne ich, dass man die Medikamente meines Vaters angepasst habe, und nun sei alles gut.

Wunschdenken? Ja, in gewissem Maße. Doch eine der Grundeigenschaften des Verstandes ist, dass er aus Bruchstücken unbedingt ein Ganzes machen will. Wir alle haben einen buchstäblich blinden Fleck in unserem Sehfeld, wo der Sehnerv in der Netzhaut endet, doch das Gehirn nimmt stets eine nahtlose Welt um uns herum wahr. Wir erfassen den Teil eines Wortes und hören das ganze. Im Blumenmuster eines Bezugsstoffs erkennen wir ausdrucksvolle Gesichter, unablässig füllen wir Leerstellen aus. In gleicher Weise neigte ich wohl dazu, über das Schweigen und die Absencen meines Vaters hinwegzugehen und ihn als denselben alten, gänzlich ganzen Earl Franzen zu sehen. Ich brauchte ihn weiterhin als Akteur in der Geschichte meiner selbst. In dem Brief an meinen Freund beschreibe ich eine Vormittagsprobe des St. Louis Symphony Orchestra, zu der ich auf Drängen

meiner Mutter mit meinem Vater ging, damit ihre Freikarten nicht verfielen. Nach der ersten Hälfte, in der die sehr junge Midori das Violinkonzert von Sibelius *nur so herunterfetzte*, sprang mein Vater mit erbärmlicher Greisenunruhe von seinem Sitz auf. «So», sagte er, «wir gehen jetzt.» Ich verkniff es mir, ihn zu bitten, noch zu der nachfolgenden Sinfonie von Charles Ives sitzen zu bleiben, aber sein Banausentum, das es für mich war, erboste mich. Auf der Heimfahrt tat er Midori und Sibelius kurz und bündig ab. «Ich verstehe diese Musik nicht», sagte er. «Was machen die denn - lernen die das auswendig?»

**Im selben Frühling** wurde dann bei meinem Vater eine kleine, langsam wachsende Krebsgeschwulst in der Prostata diagnostiziert. Seine Ärzte empfahlen ihm, sich gar nicht erst behandeln zu lassen, er aber bestand auf einer Strahlentherapie. In einer Art verschobener Einsicht in seinen Geisteszustand bekam er große Angst, dass etwas Schreckliches mit ihm vorging: dass er nun doch nicht über neunzig werden würde. Meine Mutter, die noch ein halbes Jahr nach ihrer Operation innere Blutungen im Knie hatte, brachte für seine, wie sie es nannte, Hypochondrie nicht viel Geduld auf. Im September 1991 schrieb sie:

Ich bin erleichtert, dass Dad jetzt mit seiner Bestrahlung angefangen hat & sie ihn zwingt, *jeden Tag*

[hier ist ein Smiley eingefügt] aus dem Haus zu gehen - ein großes Plus. Er war an einem Punkt angelangt, wo er *so nervös, so ängstlich*, so depressiv war, dass ich wusste, er musste einfach eine Entscheidung treffen. Da er nämlich so viel herumsitzt (froh darüber, nichts zu tun), hat er zu viel Zeit gehabt, sich über sich Sorgen & Gedanken zu machen - er BRAUCHT Ablenkung! ... Mehr & mehr bin ich der Meinung, dass die besten Eigenschaften, die jemand haben kann, 1. eine positive Lebenseinstellung & 2. Sinn für Humor sind - wünschte, Dad hätte sie.

Es folgten einige Monate relativer Zuversicht. Der Krebs war bekämpft, das Knie meiner Mutter wurde endlich besser, und ihr angeborener Optimismus kehrte wieder in ihre Briefe zurück. Sie berichtete, mein Vater habe bei einer Partie Bridge gewonnen: «Jetzt, wo er nicht mehr so zerstreut ist & weniger vorsichtig an das Spiel herangeht, ist er erstaunlich gut & und es ist so ungefähr das Einzige, was ihm Freude macht (& ihn wach bleiben lässt!).» Doch die Sorge meines Vaters um seine Gesundheit legte sich nicht; er hatte Bauchschmerzen, die seiner Überzeugung nach von einem Krebs herrührten. Nach und nach verlagerte sich das Gewicht der Geschichte, die mir meine Mutter erzählte, vom Persönlichen und Moralischen zum Psychiatrischen. «Während des letzten halben Jahrs haben

wir so viele Freunde verloren, das ist schon ganz beunruhigend – zum Teil bestimmt wegen Dads Nervosität & Depressionen», schrieb sie im Februar 1992. Der Brief ging weiter:

Dads Internist, Dr. Rouse, hat in Bezug auf die Magenbeschwerden ungefähr das festgestellt (alle klinischen Möglichkeiten hat er ausgeschlossen), was ich schon die ganze Zeit gedacht habe. Dad ist 1. schrecklich nervös, 2. schrecklich depressiv & ich hoffe, Dr. Rouse verschreibt ihm ein Antidepressivum. Ich weiß doch, dass es dagegen etwas geben muss ... Im letzten Jahr hat es beunruhigende, bedrückende Dinge in unserem Leben gegeben, das weiß ich sehr wohl, aber Dads Geisteszustand setzt ihm auch körperlich zu & wenn er schon nicht zur psychologischen Beratung geht (Vorschlag von Dr. Weiss), lässt er sich ja vielleicht Pillen geben oder was man eben gegen Nervosität & Depressionen braucht.

Eine Weile war «Nervosität & Depressionen» in ihren Briefen eine feststehende Wendung. Prozac schien meinen Vater aufzumuntern, doch die Wirkung blieb von kurzer Dauer. Schließlich willigte er im Juli 1992 zu meiner Überraschung ein, einen Psychiater aufzusuchen.

Mein Vater war der Psychiatrie gegenüber immer das Misstrauen in Person. Psychotherapie verstand er als einen Eingriff in die Privatsphäre, geistige Gesundheit als eine Frage von Selbstdisziplin und die zunehmend spitzen Vorschläge meiner Mutter, er solle doch einmal «mit jemandem reden», als Akte der Aggression – kleine Handgranaten der Schuldzuweisung, weil sie als Paar so unglücklich waren. Dass er freiwillig einen Fuß in eine Psychiatriepraxis setzte, war Ausdruck seiner Verzweiflung.

Im Oktober, als ich vor meiner Abreise nach Italien noch in St. Louis Station machte, fragte ich ihn nach seinen Besuchen bei dem Arzt. Er machte eine hoffnungslose Geste mit der Hand. «Er ist ungeheuer kompetent», sagte er. «Aber leider hat er mich abgeschrieben.»

Die Vorstellung, dass jemand meinen Vater abgeschrieben hatte, überstieg meine Kräfte. Von Italien aus schickte ich dem Psychiater einen dreiseitigen Appell, es sich noch einmal zu überlegen, doch während ich noch daran schrieb, brach zu Hause alles zusammen. «So ungern ich Dir das mitteile», schrieb meine Mutter in einem Brief, den sie mir nach Italien faxte, «Dads Zustand hat sich dramatisch verschlimmert. Medikamente gegen das Harnproblem, die ihm ein Urologe verschrieben hat, und gleichzeitig Medikamente gegen Depressionen und Nervosität, das hat ihn wieder umgehauen, und die Halluzinationen usw. waren schrecklich.» Sie waren ein

Wochenende bei meinem Onkel Erv in Indiana gewesen, wo mein Vater, aus seiner vertrauten Umgebung gerissen, eine Nacht des Wahnsinns entfesselte, die darin kulminierte, dass mein Onkel ihn anbrüllte: «*Earl, Herrgott, ich bin dein Bruder Erv, wir haben früher mal in einem Bett geschlafen!*» Zurück in St. Louis, hatte mein Vater dann begonnen, gegen die pensionierte Dame zu wettern, Mrs. Pryble, die meine Mutter angestellt hatte, damit sie zwei Tage in der Woche, während sie selbst Besorgungen machte, bei ihm war. Er sah nicht ein, warum jemand bei ihm sein musste, und wenn er die Notwendigkeit dazu dann doch erkannte, sah er nicht ein, warum statt seiner Frau eine Fremde das tat. Er war ein klassischer «Sundowner» geworden, verdöste den Tag und tobte zu nachtschlafender Zeit.

Bald darauf folgte ein trübseliger Feiertagsbesuch, bei dem meine Frau und ich die Sache endlich meiner Mutter aus der Hand nahmen und ihr eine Altenpflegekraft vermittelten, und meine Mutter bekniete meine Frau und mich, meinen Vater so auf Trab zu halten, dass er nachts ohne einen psychotischen Anfall würde durchschlafen können, und mein Vater saß mit versteinerter Miene am Kamin oder erzählte finstere Geschichten aus seiner Kindheit, während meine Mutter sich wegen der Ausgaben, der untragbaren Ausgaben für die Pflegekraft sorgte. Aber soweit ich mich erinnere, redete auch da noch niemand von

«Demenz». In allen Briefen, die meine Mutter an mich schrieb, kam das Wort «Alzheimer» genau einmal vor, und da bezog sie es auf eine alte Deutsche, für die ich einmal als Jugendlicher gearbeitet hatte.

**Ich erinnere mich** an meinen Argwohn und meine Verärgerung vor fünfzehn Jahren, als der Begriff «Alzheimer-Krankheit» allgemein gebräuchlich wurde. Ich sah darin ein weiteres Beispiel für die Pathologisierung des Menschseins, den neuesten Eintrag in die sich unablässig erweiternde Nomenklatur des Opfertums. Auf die Berichte meiner Mutter über meine alte Arbeitgeberin antwortete ich: «Was du da beschreibst, klingt mir ganz nach der Erika, wie sie ohnehin schon war, nur um einiges schlimmer, aber das sind doch noch nicht die Auswirkungen von Alzheimer, oder? Jeden Monat rege ich mich ein paar Minuten darüber auf, dass eine normale Geisteskrankheit modisch und falsch als Alzheimer diagnostiziert wird.»

Von meiner heutigen Warte aus verstehe ich, der ich mich jeden Monat ein paar Minuten darüber aufrege, was für ein selbstgerechter Dreißigjähriger ich mal war, mein Widerstreben, den Begriff «Alzheimer» auf meinen Vater anzuwenden, als Versuch, das Besondere des Earl Franzen vor dem Allgemeinen eines benennbaren Befunds zu schützen. Befunde haben Symptome; Symptome verweisen

auf die organische Grundlage von allem, was wir sind. Sie verweisen auf das Gehirn als Klumpen Fleisch. Und wo ich eigentlich akzeptieren sollte, ja, das Gehirn ist ein Klumpen Fleisch, bewahre ich mir offenbar einen blinden Fleck, über den ich dann Geschichten lege, die die seelenartigeren Aspekte des Ichs betonen. Meinen leidenden Vater als Bündel organischer Symptome zu sehen würde mich dazu verleiten, den *gesunden* Earl Franzen (und mich) ebenfalls in symptomatischen Kategorien zu sehen – unsere geliebte Persönlichkeit auf eine endliche Reihe neurochemischer Koordinaten zu reduzieren. Wer will schon so eine Lebensgeschichte?

Noch jetzt ist mir unwohl, wenn ich Fakten über Alzheimer zusammentrage. Lese ich beispielsweise David Shenks Buch *The Forgetting: Alzheimer's: Portrait of an Epidemic*, werde ich daran erinnert, dass mein Vater, wenn er sich in seinem eigenen Viertel verlief oder auf der Toilette zu spülen vergaß, Symptome zeigte, die mit denen Millionen anderer an Alzheimer Erkrankter identisch sind. Es kann etwas Tröstliches haben, in so großer Gesellschaft zu sein, aber ich sehe mit Bedauern, wie bestimmten Irrtümern meines Vaters, etwa seiner Verwechslung meiner Mutter mit ihrer Mutter, die mir damals singulär und mystisch vorkam und aus der ich alle möglichen neuen Erkenntnisse über die Ehe meiner Eltern ableitete, die individuelle Bedeutung abgesprochen wird. Meine